

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Wölkerrecht. Von Karl Jentsch	149
Besuch. Von Moritz Scheyer	157
Russisch-verbündete Kriegsgerichte. Von Max Nisberg	168
Münster und Philosophen. Von Konstantin Brunner	161
Angreifen. Von Karl Jentsch und Gustav Hermann	169
phantasie. Von Arno Holz	173
Deutsche Verse	177

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Number 50 pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.

1916.

Alleinige Anzeigen-Annahme
der Wochenschrift "Die Zukunft" nur durch

Max. Kirstein,
Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Vertreter: Amt. Zeitung 10.809 bis 10.810.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemäßen Neuerungen

Fürstenhof Carlton - Hotel = Frankfurt a. M. =

Das Vollendetste eines modernen Hotels. ☐ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Weinstuben

Mitscher

Französische Straße 18

Krebse
Erdbeer-
bowle

Zentrum 2281

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-Tee :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Kurfürsten-
damm 235

„Königin“

Kurfürsten-
damm 235

Weinrestaurant I. Ranges

Täglich Konzert

□

Täglich Konzert

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! **AQUARIUM** mit Terrarium
u. Insektarium.

Abonnementspreis (vierfach jährlich 13 Nummern) M. 5,—; pro Jahr M. 20,—; unter Kreuzband
bezogen, Deutschland und Österreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhändlungen und Postanstalten entgegen sowie der

VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.



Die Zukunft.

Berlin, den 12. August 1916.

Völkerrecht.

Über Völkerrecht ist in den beiden Kriegsjahren viel Un-
sinn zusammengeschrieben worden. So dozierte ein Gelehr-
ter, im Alterthum sei Völkerrecht nicht denkbar gewesen, weil die
Rechtssubjekte, gleichberechtigte Völker und Staaten, fehlten; habe
doch jedes Volk sich für das von der Gottheit ausgewählte gehalten
und anderen Völkern keinerlei Rechtsansprüche zugestanden. Der
gute Mann hat sein elementares Schulwissen gründlich ver-
schwigt; hat vergessen, daß die Römer ihre Niederlage an der
Allia als eine Strafe der Gottheit für den Bruch des Völkerrechtes
ansahen, den ihre Gesandten dadurch verübt hatten, daß sie in
einem Gefecht der Clusiner gegen die Gallier mitkämpften. Ver-
gessen den Fetialenritus, durch den dafür gesorgt war, daß nur
nach verweigerter Genugthuung deren Erzwingung durch einen
vor dem Gewissen gerechtsäugigen Krieg (puro pioque duello) be-
schlossen und der Krieg nur nach feierlicher Ankündigung begin-
nen werden konnte. Vergessen auch die langen Verhandlungen,
die dem Peloponnesischen Kriege vorhergingen: wie ängstlich jede
Staatengruppe das eigene Recht und das Unrecht der Gegner
zu erweisen bemüht war, wie dann im Krieg vor jedem neuen
Unternehmen aufs Neue überlegt wurde, ob man dazu auch
durch einen Vertragsbruch des Feindes oder eine von ihm erlitte-
ne Schädigung berechtigt sei. Freilich waren alle am Krieg Be-
teiligte Griechen, doch standen einander selbständige Staaten ge-
genüber; und waren sich auch die Hellenen ihrer geistigen, sitt-

lichen und ästhetischen Überlegenheit über die fremdsprachigen*) Völker stolz bewußt, so ist ihnen doch niemals eingefallen, diese Völker für rechtlos zu erklären: sie haben Verträge mit ihnen geschlossen und (mit der bei Staatsverträgen bis auf den heutigen Tag üblichen reservatio mentalis) gehalten. Besondere Beachtung verdienen die Worte, mit denen Livius den Camillus jenen verruchten Schulmeister heimschicken läßt, der ihm die Kinder der vornehmen Falisker ausliefern will; sie enthalten den Kern des allerneusten Völkerrechtes. „Mit den Faliskern verbindet uns keins jener Bande, die von Menschen durch Vertrag geknüpft werden; aber die von der Natur gestiftete Gemeinschaft besteht zwischen uns und wird immer bestehen.“ Das ist der Grundgedanke der Genfer Konvention: daß Moralgesetz wird nur aufgehoben, Tötung und Vergleichen erlaubt, so weit es der Kriegszweck fordert; in allem Uebrigen bleibt seine Verbindlichkeit unangestastet, wird die Verpflichtung zur Menschlichkeit auch gegen den Feind nicht aufgehoben. „Die Waffen tragen wir gegen bewaffnete Männer, nicht gegen das Lebensalter, dem auch nach Eroberung einer Stadt noch Schonung zu Theil wird.“ Hier haben wir den Grundgedanken des Haager Abkommens von 1907, den schon König Wilhelm von Preußen beim Einmarsch in Frankreich verkündet hatte: Krieg wird nur gegen die Armee des feindlichen Staates geführt, nicht gegen die übrige Bevölkerung, namentlich nicht gegen Weiber und Kinder, so lange sie sich nicht, wie bei fanatisirten Völkern manchmal geschieht, in den Kampf eindrängt.

Nun habe ich den Hugo Grotius wieder vorgenommen und gefunden, daß er, über eine weit vollständigere Kenntniß der altflässischen Literatur als ich verfügend, dieser die meisten seiner Rechtsregeln entnimmt. Er vermisst sich nämlich nicht etwa, ein Völkerrecht schaffen zu wollen, sondern kodifiziert nur das längst vorhandene. Als Erster dieses Recht, die zerstreuten Regeln zusammenfassend, in zusammenhängender Darstellung vorzutragen, drängt ihn das traurige Schauspiel, daß die Christenheit giebt, deren Fürsten und Völker mit einer Bügellosigkeit, „deren sich Barbaren schämen würden“, aus den nichtigsten Beweggründen über einander herfallen. Nur selten sieht er sich genötigt, auf das Naturrecht zurückzugreifen, weil positive Rechtsbestimmungen fehlen, die übrigens selbst dem Naturrecht entquellen.

*) Die eine andere (allerdings, meinte der Griech, weniger wohllingende) Sprache reden: Das bedeutet barbari. Barbarus hic ego sum, quis non intelligor ulli, seufzt Ovid in der Verbannung am Pontus.

Die allermeisten seiner Vorschriften vermag er auf Aussprüche der alten Geschichtschreiber und Philosophen, der römischen Juristen, der Bibel, der Kirchenväter und Theologen zu stützen.

In der Einleitung zeigt er, wie die von der Vernunft erfassbare Natur der Dinge, die Gesamtheit menschlicher Bedürfnisse, soziale Gebilde schafft, die ohne eine Rechtsordnung nicht denkbar sind, und wie diese Rechtsordnung durch die offenkundigen Gebote Gottes vollendet wird. Wenn nun, folgert er, keine Gemeinschaft oder Genossenschaft von Personen, und wäre es auch eine Räuberbande, ohne Rechtsordnung bestehen kann, so auch die große Gemeinschaft der Völker. Die Völker sind nämlich zu einer Gemeinschaft verbunden, weil keins sich selbst genügt; jedes bedarf anderer Völker, zur Ergänzung seines Mangels an mancherlei Gütern oder als der Helfer zur Vertheidigung gegen Feinde, zu welchem Zweck Bündnisse geschlossen zu werden pflegen. Mit den Verträgen tritt das positive Völkerrecht ins Leben. Das Naturrecht ist in Allem, was es unbedingt gebietet oder verbietet, als göttliches Recht unveränderlich; in Beziehung auf das naturrechtlich Erlaubte können verschiedene Vereinbarungen geschlossen werden, so daß Widersprüche im positiven Recht nicht überraschen dürfen.

Die Darstellung des Völkerrechtes beginnt mit dem Nachweis, daß es gerechte Kriege geben könne. Das Recht zur Kriegsführung liegt aus der Pflicht der Selbstbehaltung; sein Recht mit Gewalt durchsehen, wenn dadurch Rechte eines Dritten nicht verletzt werden, entspricht der Naturordnung. Der private Krieg, die Nothwehr des Einzelnen, hört auf, sobald der Staat hergestellt ist, kann aber, wenn der Staat versagt, wieder erlaubt werden. Der öffentliche Krieg, von dem nach Überwindung der Anarchie allein noch die Rede sein kann, ist entweder bellum solemne ex jure gentium oder minus solemne, formlos. Zur Solennität des Krieges gehört, daß die höchsten Machthaber führen und daß bei der Erklärung und Führung die hergebrachten Vorschriften beachtet werden. Wenn der feierliche Krieg als solcher gerecht genannt wird, so hat dieses Wort nur die Bedeutung von formgerecht; wie man eine Eheschließung, ein Testament justum nennt, wenn dabei alle vorgeschriebenen Formen beobachtet worden sind. (Hier hat das justum zugleich die Bedeutung von gütig.) Was unter höchsten Machthabern zu verstehen sei, welche Schwierigkeiten aus den verschiedenen Staatsverfassungen, aus der Deposition und Verzichtleistung oder Abdankung von Regenten entspringen, wird ausführlich unter-

sucht; eben so die Pflicht der Unterthanen und ihr Recht, den Gehorsam zu verweigern, wenn etwas dem Naturrecht oder einem ausdrücklichen göttlichen Gebot Widersprechendes befohlen wird.

Soll der Krieg nicht nur formell, sondern auch materiell, innerlich gerecht sein, so muß er eine gerechte Ursache haben. Nicht erlaubt ist, gegen einen Staat zu kämpfen, weil man fürchtet, daß seine Macht bei weiterem Wachsthum dem eigenen Staat gefährlich werden könne. Nützlich möge Das sein, aber gerecht sei es nicht. Das Leben, schreibt Grotius, ist so geartet, daß dem Einzelnen wie dem Staat volle Sicherheit niemals verbürgt werden kann; gegen nur mögliche zukünftige Gefahren soll man sich nicht mit Gewalt wehren, sondern mit Gottvertrauen waffnen und mit Vorsichtsmahregeln, die keinem schaden. Befanntlich vermochte auch Bismarck Präventivkriege mit seinem Gewissen nicht zu vereinigen; doch giebt es Fälle, wo ein Präventivkrieg gerechtfertigt erscheint, weil die Gefahr überaus drohend ist und mit dem Krieg nicht nur dem eigenen Volk, sondern auch anderen Völkern große Wohlthat erwiesen werden kann.

Nach Grotius ist ein Volk berechtigt, durch Krieg einen nothwendigen Durchmarsch zu erzwingen, wenn ihm die Erlaubnis dazu verweigert wird, wie den Israeliten von den Amoräitern geschah. Wie das Marschiren und Reisen durch fremdes Gebiet, so ist auch der Waarentransport ein natürliches Recht, seine Hinderung ein gerechter Kriegsgrund. (Danach hätten jetzt sämmtliche Neutralen einen vollgültigen Grund, England den Krieg zu erklären.) Grotius hält auch den Krieg, der ein Unrecht bestrafen will, für erlaubt; Bismarck hat in Nipolsburg die selbe Ansicht seines Königs bekämpft. Gewöhnlich, sagt Grotius, verbinde sich diese Absicht mit dem eben so gerechten Zweck der Schadloshaltung. Aus bloßer Kampf- und Abenteuerlust Krieg zu führen, meint Grotius, überschreite die gewöhnliche Grenze menschlicher Verderbtheit; mit Recht nenne Aristoteles diese Artung thierische Wildheit (*θηριότης*). Auch um der Beute oder des Goldes willen die Waffen zu gebrauchen, sei nicht erlaubt. Unter den vierzehn Beweggründen zum Kriege, die einen Schein von Berechtigung haben, führt er an: bloßen Nutzen ohne Nothwendigkeit. Darin ist ihm beizustimmen, nicht aber, wenn er den Befreiungskampf eines unterjochten Volkes in diese Kategorie einbezieht. Uebrigens gelte auch für den Entschluß zum Krieg die allgemeine Regel, daß man niemals gegen sein Gewissen handeln darf, in zweifelhaften Fällen also auf den Krieg verzichten und durch Unterhandlungen ans Ziel zu gelangen suchen muß.

Der Erörterung Dessen, was im Krieg erlaubt sei, wird der heute allgemein anerkannte Grundsatz vorangestellt: Erlaubt ist Alles, was der Zweck des Krieges fordert. Die Frage, wie man sich Denen gegenüber zu verhalten habe, die dem Feind Gebrauchsgegenstände zuführen, wird nach Kategorien dieser Gegenstände entschieden. Wer dem Feind Kriegsbedarf, zunächst also Waffen, liefert, ist als Feind zu behandeln, denn er wirkt an der Seite des Feindes am Kriege mit. L讴u脽waaren, Schauspieler und Delikatessen soll man dem Feind nicht nur zuführen lassen, sondern die Zufuhr sogar beg眉nstigen, weil sie geeignet sind, ihn zu schw盲chen. Bei G眉tern, die im Krieg wie im Frieden gebraucht werden, wie Nahrungsmittel, Geld und Schiffe, h盲ngt die Entscheidung von der Kriegslage ab. Ist sie so, d盲ss der Gegner nicht 脰berwunden werden kann, wenn die Zufuhr gestattet wird, dann ist es erlaubt, diese Gegenstände dem liefernden Neutralen wegzunehmen, der aber Entschädigung fordern darf.

In einem Punkt geht Grotius, von der Barbarei seiner Zeit beeinflu脽t, weit 脰ber das heute geltende Recht hinaus: ihm scheint erlaubt, im feindlichen Land auch Nichtkombattanten, sogar Frauen und Kinder, zu töten, weil auch sie schaden können; nach unseren Rechts- und Moralsbegriffen dürfen sie erst dann an Leib und Leben gestraft werden, wenn sie geschadet haben. Die Verurtheilung des Franciscuswesens lässt sich 脰brigens aus einem Vorgang der römischen Geschichte folgern, den Grotius erwähnt. Cicero erzählt ihn im elsten Kapitel des Ersten Buches *De officiis*. Ein Sohn des Cato Censorius stand im Heer des Konsuls Popilius. Die Legion, der er angehörte, wurde entlassen, der junge Cato aber blieb aus Freude am Krieg im Heer. Da schrieb der Vater an Popilius, wenn sein Sohn weiter kämpfen wolle, müsse er aufs Neue vereidigt werden, denn die erste Vereidigung gelte nach der Auflösung der Legion nicht mehr; ein seinem Eid entbundener Mann aber sei nicht mehr Krieger. Grotius freilich zieht daraus die Folgerung nicht, d盲ss nur dem Krieger der Gebrauch der Waffe gegen den Feind erlaubt sei; er meint, die Auflassung Catos entstiege nicht dem Völkerrecht, sondern nur der römischen Disziplin, die alles Handeln dem Willen des Vorgesetzten unbedingt unterworfen habe, so d盲ss bekanntlich eine ohne Erlaubni脽 aber gegen die ausdrückliche Anordnung des Oberbefehlshabers unternommene militärische Handlung auch dann mit dem Tod bestraft worden sei, wenn sie gldlich verlief. Aber die beiden alten Helden stehen auf einer höheren Stufe der Moralität als der Christ des sieben-

zehnten Jahrhunderts. Cicero leitet die Erzählung mit den Worten ein: „Für den streng sittlichen Charakter (die *aequitas*) der Kriegsführung hat das römische Volk durch sein *Prætorianen*-Institut höchst gewissenhaft (*sanctissime*) gesorgt. Danach ist ein Krieg nur dann gerecht, wenn zuvor vergebens *Genugthuung* gefordert und wenn der Krieg in gebührender Weise angekündigt und erklärt worden ist.“ Und er schließt mit den Worten: „Mit so peinlicher Achtung der Rechtsregeln verfuhr man (adeo summa erat observatio) bei der Kriegsführung.“ Schreibe doch Cato in seinem Brief: Einem, der nicht Krieger ist, sei es nicht erlaubt, mit dem Feinde zu kämpfen. (*Negat enim, jus esse, qui miles non sit, cum hoste pugnare.*) Also *Francitours* darf es nicht geben.

Zuletzt wird von der Pflicht, auch dem Feinde Treue und Glauben zu halten, und vom Friedensschluß gehandelt. Den Frieden habe man sich als Ziel im Krieg stets vor Augen zu halten. Die Mahnung zur Friedensliebe schließt Grotius mit dem Wunsch, Gott möge den Lenkern der Christenheit das Verständniß des göttlichen und menschlichen Rechtes verleihen und in ihnen das Bewußtsein ihres hohen Berufes, Menschenfinder, *Deo carissimum animal*, zu regiren, lebendig erhalten. Freiherr von Mackay urtheilt in seinem Buch „Die moderne Diplomatie“: „In der Blüthezeit des Humanismus (die war ja anno 1623 längst der Barbarei gewichen) suchte Grotius mit der Medizin seines *De jure belli et pacis* dem siechen Völkerrecht wieder auf die Beine zu helfen, freilich ohne jeden Erfolg, weil er nach der Weise ihm unbekannter chinesischer Vorläufer (und der ihm bekannten Scholastiker) das Völkerrecht aus einem voraussetzungsfreien (vielmehr die göttliche Weltordnung voraussetzenden) aber intelligiblen Naturrecht ableiten wollte. Erst im achtzehnten Jahrhundert, namentlich durch Moser, wurde es aus dem philosophischen Traumreiche auf den gesichtlichen Felsgrund zurückführt.“ Aber Grotius stützt ja alle seine Regeln auf geistliche Vorgänge; und mit dem Zurückgreifen auf das göttliche oder Naturrecht verirrt er sich nicht in ein Traumreiche, sondern ganz auf den wirklichen und einzigen Felsgrund, den es gibt. Ganz wie sind es reale Bedürfnisse der Völker, die zur positiven Rechte drängen, und hängt der Ausfall der Vereinbarungen von Machtverhältnissen ab; doch Verfall der Vereinbarungen, die gegeben, weil ihm die Exekutivgewalt gesetz gehen, sind nicht. Ein Einwand, der Bemerkung zurück, es habe sogar fehlen müssen, weiß er mit zwei Exekutoren: das Gewissen,

(wir sagen heute: die öffentliche Meinung). Das Gewissen ist nach der katholischen Definition dictamen practicum rationis, also das Selbe, was Kant die praktische Vernunft nennt; diese erkennt eben die Natur der Dinge, erkennt, daß Selbsterhaltung auch für ein Volk Pflicht, Krieg zum Zweck der Selbsterhaltung darum erlaubt ist. Des Grotius edles Bemühen hatte gerade deshalb keine Wirkung, weil im schrecklichsten aller christlichen Jahrhunderte die Exekutoren schliefen: die Herzen waren verhärtet, die Gewissen durch Übergläuben und Theologasterie verschroben, eine gesunde öffentliche Meinung nicht zu hören. Die neuhumanistische Bewegung des achtzehnten Jahrhundert hat die Herzen erweicht, wieder menschlich gemacht und eine die Kulturwelt beherrschende öffentliche Meinung geschaffen. Das Unrecht für Recht zu erklären, seinen Standpunkt jenseits von Gut und Böse zu wählen, wagt heute kein Volk, keine Regierung mehr. Alle versuchen, namentlich auch den Entschluß zum Krieg vor dem Gewissen zu rechtfertigen.

Daß aber die Natur der Dinge sich gegen alles Widerstreben von Interessenten schließlich durchsetzt, zeigt besonders deutlich das Seerecht. Aus der Natur des Meeres folgert Grotius das Recht aller Völker auf seine ungehinderte Benützung. Dem Gegenstand, außer einem Abschnitt im großen Werk, eine besondere Schrift, *Mare liberum*, zu widmen, veranlaßte ihn die Anmaßung der Portugiesen, die den Holländern den Handelsverkehr mit Ceylon, Java und den Molukken wehren wollten. (Seine Landsleute haben freilich, nachdem sie seemächtig geworden waren, um kein Haar besser getrieben als die Portugiesen.) Das Meer, sagte er, ist von der Natur oder, was das Selbe ist, von Gott zur Verkehrsstraße der Völker und zu ihrer Versorgung mit Fischen bestimmt. Da es für Alle ausreicht, sind Abkommen über die Benützung nicht nötig, während geordnete Bodenbenützung ohne Eigentumrecht nicht denkbar ist. Ein Eigentumrecht auf Meerestheile ist aber auch gar nicht möglich, weil auf dem Meer keine Grenzen zu ziehen sind. Auf dem Land wird das Eigentumrecht durch die Errichtung von Gebäuden, durch Mauern und Zäune sinnlich wahrnehmbar gemacht. Vom Meere können nur ganz kleine Theile, wie Häfen und Buchten, als privater oder Staatsbesitz abgegrenzt und gesichert werden. Abkommen über die Fischerei sind möglich und zulässig, wenn einem kleinen Meerestheil Erschöpfung seines Schatzes an Wasserkörpern droht. Der Versuch, andere Völker von der Benützung des Meeres auszuschließen, ist eine Störung der hochwichtigen und wohltätigen Einrichtung Gottes, daß kein Land, kein Himmelstrich

alle zum Leben nothwendigen, nützlichen und des Lebens Unnehmlichkeiten erhöhenden Güter herbringt, darum die Völker zum Austausch ihrer besonderen Naturgaben genöthigt sind und so zu einer Gemeinschaft, zur Menschheit, verbunden werden.

Die Natur des Meeres konnte sich nicht sofort durchsehen, weil sie nicht erkannt wurde, sich nicht geltend machte. Den Ozean zu befahren, hatten die Völker unseres Kulturfreises im Alterthum weder ein Bedürfniß noch die Möglichkeit. Ihr Meer war das Mittelmeer. Um dieses kämpften nach einander Kreter, Phönizier, Karthager, Römer, die es dann ganz beherrschten und durch Vernichtung der Seeräuberei zu Dem machten, wozu es bestimmt war: zur offenen Verkehrsstraße der Bewohner seiner Küsten. Nicht dieses Meer selbst, sondern der Handelsverkehr auf ihm wurde dann in der christlichen Zeit wieder Streitgegenstand; und eine Seeherrschaft war möglich, weil es immer nur wenige seefahrende Staaten gab, deren einer durch Vernichtung der Handelsflotten der Konkurrenten ein Monopol des Seehandels erringen konnte. So haben Pisaner, Genuesen, Venezianer, Türken einander verdrängt und für den Mißbrauch des Meeres gestraft, bis zuletzt die Piraterie der Barbaren dem geordneten Handel für eine Weile ein Ende machte. Eben so verließen die Dinge auf dem Ozean, auf den die Verbesserung der Schifffahrt den Schauplatz der Handelskämpfe verlegte. Die Benützung des Weltmeeres wurde nicht sofort Bedürfniß aller Nationen, sondern Spanier und Portugiesen, Holländer, Engländer lösten einander in der beschriebenen Art der Seeherrschaft ab und straften einander für diese Versündigung am Naturrecht. Voraussetzung dieser Seeherrschaft war, daß der Seehandel, aus der Piraterie geboren, von ihr kaum zu unterscheiden war. Kriegsschiffe und Handelschiffe waren keine streng von einander geschiedenen Kategorien; die Kaufahrer waren bewaffnet, die Kriegsschiffe die unentbehrlichen Instrumente des Handels.

Die Entwidelung der Schifffahrt hat endlich auch die Anerkennung der Natur des Ozeans durchgeföhrt und ihn seiner Bestimmung übergeben. Die Erleichterung und Verbilligung des Seeverkehrs durch die Ersindung des Dampfschiffes hat die Personen- und Warenbeförderung über See zum Bedürfniß und Brauch aller Völker gemacht, den keine Kriegssflotte beseitigen kann. In der Zeit der sogenannten Seeherrschaften war der Krieg der Normalzustand; hat doch der Krieg zwischen Holland und Spanien achtzig Jahre gedauert. Bei unserer Art der Kriegsführung würde schon die fünfjährige Dauer den Tod der kämpfenden Völker bewirken; darum ist Friede der Normalzu-

stand. Im Frieden aber können Kriegsschiffe dem Handel anderer Völker gar nichts anhaben. Die englische Kriegsflotte hat nichts dagegen zu thun vermocht, daß in einer Zeit, wo es noch kein Deutsches Reich und keine deußche Flotte gab, Hamburg der größte Handelshafen Europas wurde und daß in den letzten Jahrzehnten Deutschland und Nordamerika sich zu ebenbürtigen Konkurrenten Englands emporgeschwungen haben. Jetzt kann es freilich den Seeverkehr sperren und das Wirtschaftsleben der ganzen Welt schädigen. Über das Wort Seeherrschaft ist heute nur noch eine unzeitgemäße Phrase; und das aufs Naturrecht gegründete *Mare liberum* des Hugo Grotius hat sich durchgesetzt.

Neisse.

Dr. Karl Jentsch.

15

Besuch.

Gines Abends lag ich ermattet in meinem Zimmer; da trat eine Gestalt ein. Sie war gekommen, ohne die verschlossene Thür geöffnet zu haben, und setzte sich zu mir an mein Lager.

Ihr Gesicht war regelmäigig, aber ohne jeden Ausdruck; einfach ein Gesicht. Ihre Augen zeigten keinerlei Farbe. Augen. Über eine seltsame Gewalt schien ihnen gegeben; wenn ich diese Augen auf mich gerichtet fühlte, war ich nicht mehr im Stande, mich zu röhren, und alle Kräfte und Fähigkeiten meines Wesens schwanden allmählich. Zuerst verließ mich die erhabenste, beseligendste Kraft unserer Seele: der Gedanke.

„Wer bist Du?“ fragte ich bang die Gestalt an meinem Lager, „bist Du der Tod?“ Die Gestalt blieb stumm. Ich fühlte, wie her Wille aus mir entwich.

„Wer bist Du?“ fragte ich wieder; „bist Du die Sorge?“

Wieder ward mir keine Antwort. Nun glitt die Fähigkeit zur Freude aus mir, hinaus, ins Nichts.

„Bist Du die Enttäuschung?“

Abermals nichts. Nun fühlte ich, wie die Augen der Fremden unerbittlich auch die Fähigkeit aus mir sogen, die uns von allen die zum Leben unentbehrlichste ist: die Fähigkeit, zu leiden und das Leiden zu ertragen.

Nur die vegetirende Masse meines Körpers war geblieben. Die Gestalt erhob sich. Da bat ich: „Du hast mir Alles genommen; so lass mich wenigstens wissen, wer Du bist, Du, furchtbarer als Tod und Sorge und Enttäuschung!“

„Ich bin der Alltag“, antwortete die Erscheinung; und war verschwunden.

Wien.

Moritz Scheyer.

Außerordentliche Kriegsgerichte.

Die einheitliche Strafgerichtsorganisation des Deutschen Reiches ist vom Krieg nicht unberührt geblieben. Das fast in Vergessenheit gerathene Institut der „Außerordentlichen Kriegsgerichte“ hat der Krieg in neues Leben erweckt. Nicht einheitlich für das Reichsgebiet ließ der Kriegszustand diese Gerichte wieder entstehen. Dem jeweilig höchsten militärischen Befehlsträger der einzelnen Reichstheile war auf Grund des preußischen Gesetzes vom vierten Juni 1851 über den Belagerungszustand (das durch den Artikel 68 der Reichsverfassung rechtsprechende Geltung erhielt) für sein Kommandobereich die Einschaltung dieser Ausnahmegerichte vorbehalten. Seinem Ermessen blieb, als der vollziehenden Gewalt, überlassen, ob er durch eine Zusatzmaßregel zu dem vom Kaiser für das Reichsgebiet erklärten Belagerungszustand auch die Aburtheilung von Civilisten für bestimmte Delikte in Anspruch nehmen wolle. So konnte der einzelne Militärbefehlshaber den Kriegszustand durch die Einschaltung Außerordentlicher Kriegsgerichte verschärfen, die nicht nur für alle Übertretungen der vom Militärbefehlshaber im Interesse der öffentlichen Sicherheit (§ 9b des Belagerungsgesetzes) erlassenen Verbote zuständig sind, sondern auch für Verbrechen, die das Belagerungsgesetz (§ 10) einzeln aufzählt; über Hoch- und Landesverrath, Mord, Raub, Erpressung, Gefangenenebefreiung und Aehnliches hat das Außerordentliche Kriegsgericht zu urtheilen.

Von Einheit der Strafgerichtsorganisation kann also für die Dauer des Krieges nicht die Rede sein. Die That, die an einem bestimmten Ort gethan, von dem Schöffengericht, der Strafammer, dem Schwurgericht oder (bei Hoch- oder Landesverrath) dem Reichsgericht zu ergründen und zu fühen, danach (sofern nicht das Reichsgericht schon in Erster Instanz zuständig war) im weiteren Instanzenzug nachzuprüfen ist, kommt vielleicht in einem Nachbarort vor das Außerordentliche Kriegsgericht. Wollte man den so für das Reich geschaffenen Rechtszustand graphisch darstellen: die Zeichnung würde an die Tage trauriger Rechtszerrissenheit erinnern und Manchem die Frage aufdrängen, ob den Bewohnern eines von feindlichem Einfall nicht bedrohten Landestheiles wirklich zuvertrauen sei, daß sie nur unter dem Zwang rasch arbeitender

und jede Nachprüfung ausschließender Sondergerichte die Achtung vor öffentlicher Sicherheit und Ordnung bewahren.

Nicht einmal die Bürgschaften, die unsere Strafprozeßordnung dem Angeklagten zu gewähren sucht und die, wie die dem Reichstag vorgelegten Entwürfe beweisen, auch der Regierung unzulänglich scheinen, sind im Bezirk der Außerordentlichen Kriegsgerichte in Geltung. Ein Ermittlungsvorfahren, als Vorbereitung der Anklage und der Hauptverhandlung, giebt es da nicht; deshalb auch keine Anklageschrift, die im ordentlichen Rechtsverfahren die wesentlichen Ergebnisse der Ermittlungen schildert, die Beweismittel und das anzuwendende Strafgesetz bezeichnet. Zu gerichtlicher Vorprüfung der Frage, ob eine Hauptverhandlung nothwendig sei, ist nirgends Raum. Bringt der Staatsanwalt, der in diesem Verfahren „Berichterstatter“ heißt, die Sache vor das Außerordentliche Kriegsgericht, so bestimmt es einen Verhandlungstermin, ohne den Angeklagten zuvor auch nur zu hören. An eine Ladungsfrist, zwischen Terminverkündung und Hauptverhandlung, ist das Gericht nicht gebunden. Vielleicht lehrt erst der Vortrag des „Berichterstatters“ den Angeklagten, was ihm vorgeworfen wird und wie dieser Thatbestand die Anwendung eines bestimmten Strafgesetzes rechtfertigen soll. Beweisanträge des Angeklagten braucht das Gericht nicht anzunehmen; nicht einmal (was im ordentlichen Verfahren Grundsatz ist) über diese Anträge einen mit Gründen versehenen Beschluß zu verkünden. Ob es Zeugen, deren Aussage schriftlich vorliegt, auch persönlich sehen und hören will, steht ganz in seinem Belieben. Eben so, wann und wie oft es den Angeklagten während der Beweisaufnahme hören und auf eine mögliche Veränderung der Rechtslage hinweisen will; kein Gesetz schafft hier feste Regeln. Zwar wird der Vorsitzende, der vom Vorstand des örtlichen Civilgerichtes aus der Richterschaft zu wählen ist, sich gern an die Vorschriften der Strafprozeßordnung halten; doch eben nur da, wo seinem subjektiven Ermessen die Beachtung dieser Vorschriften nöthig scheint: denn ihn bindet keine Gesetzesbestimmung. Und hätte er eine mißachtet, so bliebe das Urtheil, da Berufung und Revision fehlt, dennoch in Rechtskraft und wäre sofort vollstreckbar. Länger als vierundzwanzig Stunden darf die Vollstreckung nur ausgesetzt werden, wenn es sich um ein vom Militärbefehlshaber zu bestätigendes Todesurtheil handelt.

Nicht nur in Nebendingen ist also dieses Gerichtsverfahren vom ordentlichen verschieden. Gewiß: auch in diesem Verfahren

Kann Recht gefunden werden; und wir dürfen nicht glauben, daß nach so ungehemmter, so unprüfbarer Prozedur die Zahl der Fehlurtheile auf Gipfel steigen müsse. Immerhin birgt dieses Verfahren mehr Fehlerquellen in sich als das ordentliche: und deshalb sollte es auf den äußersten Nothfall beschränkt werden. Tritt dieser Nothfall noch so oft ein, wie bei der Verkündung des Kriegszustandes angenommen wurde? Das müßte der Gegenstand einer sorgsamen Nachprüfung sein. Länger schon, als beim Erlass der das ordentliche Gerichtsverfahren einschränkenden Verfügungen zu erwarten war, dauert der Kriegszustand und sein Ende ist noch nicht abzusehen. Ein Ausnahmezustand, der für kurze Zeit erträglich, sogar gebedeckt sein mag, kann auf die Dauer schmerhaft fühlbar werden. Überall ist dem deutschen Volk das Bewußtsein der Nothwendigkeit, dem im Krieg erhöhten Bedürfnis öffentlicher Sicherheit nichts schuldig zu bleiben, in Fleisch und Blut übergegangen. Es bedarf keiner Eijustiz, um die Bürger in Schranken zu halten. Ernstes Bedenken regt aber die Thatache an, daß im Bezirk außerordentlicher Kriegsgerichte alle Verfehlungen gegen die im Interesse der öffentlichen Sicherheit vom Militärbefehlshaber erlassenen Verbote in diesem summarischen Verfahren erschöpft werden. Eine Fülle neuer Verbote ist entstanden; daran knüpft sich der Streit über den Geltungsbereich der einzelnen Verbote und manche noch subtilere Rechtsfrage. Jeder Blick in eine Juristenzeitschrift lehrt, wie hart bei der Auslegung solcher Verordnung oft die Meinungen der Fachmänner aufeinanderpläten, wie oft aus Bezirken, in denen die Gerichtsorganisation des Alltags noch gilt, der Ruf an das Reichsgericht ergeht (dessen Senate sich manchmal selbst nicht auf eine Meinung zu einigen vermochten). Soll, wo es sich um so heiße Rechtsfragen, um so viele Verordnungen handelt und jeder Bürger in Konfliktgefahr kommen kann, der Eine auf ein summarisches Verfahren angewiesen sein, während der Andere sich in einem mit starken Rechtsgarantien umgebenen Verfahren zu verantworten hat und hinterdrein noch mindestens eine neue Instanz anrufen darf? Konnte in diesem Krieg irgendwo die Meinung entstehen, unser ordentliches Gerichtsverfahren habe sich nicht bewährt? Nur da, wo dringende Noth es fordert, sollte ein vom Geist moderner Rechtsanschauung erfüllter Staat in ein wesentlich einfacheren Lebensverhältnissen angepaßtes, längst aber veraltetes Gerichtsverfahren zurückkehren.

Rechtsanwalt Dr. Max Ulßberg.

Künstler und Philosophen.

Die künstlerische Schöpfung hat den selben letzten Inhalt wie die philosophische; Beide sind, heraus aus der relativen Welt des dinglich Vielen; Besinnung unseres Lebens auf das Absolute, geistig Eine. Der Strom der künstlerischen Begeisterung geht sogar, wo er am Breitesten ist, in das Meer der Abstraktion; Dichter formuliren den Hauptgedanken von der Relativität und Negativität der Welt mit einer Kraft und Klarheit, die an den Ausdruck des philosophischen Systematikers heranstreift. Man lese Calderons Verse:

„In den Räumen
dieser Wunderwelt ist eben
nur ein Traum das ganze Leben;
und der Mensch (Das seh ich nun)
träumt sein ganzes Sein und Thun,
bis zuletzt die Träum' entschweben.
König sei er, träumt der König;
und in diesen Wahn versenkt,
herrscht, gebietet er und lenkt.
Alles ist ihm unterthänig;
doch es bleibt davon ihm wenig...
Auch der Reiche träumt; ihm zeigen
Schäze sich, doch ohne Frieden.
Auch der Arme träumt hienieden,
er sei lebend und leibeigen.
Träumet, wer beginnt, zu steigen;
träumet, wer da sorgt und rennt;
träumet, wer von Haß entbrennt;
Kurz, auf diesem Erdenballe
träumen, was sie leben, Alle,
ob es Reiner gleich erkennt.
So auch träumt mir jetzt, ich sei
hier gefangen und gebunden;
und einst träumte mir von Stunben,
da ich glücklich war und frei.
Was ist Leben? Raserei!
Was ist Leben? Hohler Schaum,
ein Gedicht, ein Schatten faum!
Wenig kann das Glück uns geben:
denn ein Traum ist alles Leben
und die Träume selbst sind Traum.“

Uehnlich hatte schon Bindar gesungen: daß Leben ist eines Schattens Traumgesicht; und Shakespeare im Sturm: Wir sind gleichen Stoffs mit dem der Träume.

Kommen nun aber auch die Dichter mit den Philosophen wesentlich überein, so philosophiren sie doch noch keineswegs (denn sie entwickeln und befestigen nicht Gedanken, sprechen nur Resultat oder nur Stimmung des Denkens aus, öfter noch lediglich faustische Sehnsucht, die zuletzt nicht anders denn schwammig schweifendes, unreifes, jugendliches Philosophiren genannt werden kann) und machen deshalb wahrlich nicht etwa die Philosophen unnöthig. Dies so wenig, daß sie selber der Philosophen nicht entrathen können; die Größen unter den Künstlern haben Das gewußt und gezeigt: Michelangelo in seinem Verhältniß zu Platon, Goethe in seinem Verhältniß zu Spinoza. Wir dürfen nicht über dem gleichen Was bei Künstlern und Philosophen ihr ungleiches Wie aus der Acht lassen: der geistige Inhalt geht ihnen in verschiedenen Modifikationen auf, die verschiedenartige Wirkung üben auch auf sie selber. Was der Künstler im Bild vorstellt und darstellt, Das hat der Philosoph unumwunden, in der Art der wissenschaftlichen Demonstration. Gleich ihr besitzt die Philosophie Klarheit und Sicherheit, wodurch sie Macht erhält, das geistige Symbol (für die Geistigen) förmlich prosaisch begreiflich zu machen, obwohl die Philosophie selbst, ihrem Wesen nach, so über der Prosa und der Wissenschaft steht wie Kunst, und hat, gleich dieser, ihr Leben aus der Phantasie, also aus der Weite des Gedankens. Dem letzten Inhalt und Wesen nach stimmen Kunst und Philosophie zusammen. Wenn der Dichter sagt, wir Menschen sind gleichen Stoffes mit dem der Träume, so sagt er das Selbe wie der Philosoph, der sagt: das Denken und die Ausdehnung (oder die Dinge) sind nur Attribute der Substanz, sind von den unendlich vielen Attributen der Substanz die beiden uns bekannten Attribute, anders ausgedrückt: Dasjenige, worin wir Menschen unsere Relativität haben. Enthält dieses Wort Spinozas von der Substanz und den unendlich vielen Attributen keine Phantasie? Die überschwänglichste, die je in eines Menschen Herz und Kopf gekommen; und sie bringt des Menschen Herz und Kopf zur Ruhe, indem sie mit der Negativität und Relativität zugleich das Positive und Absolute bewußt macht; die größte wissenschaftlich-philosophische Phantasie der Wahrheit (man vergleiche damit die übrigen philosophischen Aussagen vom Absoluten), größer als irgendwelche Phantasie der Dichtung. Denn Dichtung vergleicht das Eine aus unserer Welt mit dem Anderen aus unserer Welt; hier aber wird unsere Welt zum Gleichnis (wir staunen, daß wir Solches ins Bewußtsein zu fassen vermögen) und setzt uns

das denkbare Ganze unserer einen Relativität in die Phantasie von zahllosen Relativitäten und damit in die Phantasie von dem nicht denkbaren gänzlich Anderen und Ungeheuren des absoluten Wesens. Ein Philosophiewerk und ein Kunstwerk, was ist es Anderes als das Wagner, hinauszugehen über das Menschliche; im Werk Spinozas und zuhöchst in diesem Werk ist das Wagner völlig gegliedert. Die Substanz oder Gott oder alle Attribute Gottes: unendlich viele Attribute, so verschieden allesamt unter einander, wie diese beiden unseres Denkens und unserer Ausdehnung von einander verschieden sind; derart, daß die Relativität anderer Attribute in keinem Punkt hat von der Relativität unserer Welt, gar nichts von unserem Denken und unserer Ausdehnung, so wenig wie unsere Relativität gemein hat mit der Art der übrigen Relativitäten; somit eine Fülle grundverschiedener Welten, jede von der Gottheit ein anderer Huldegebanke und jede in sich ewiges Wesen ausdrückend, aber alle die unendlich vielen Welten nicht neben, sondern in einander, ohne ineinanderzugreifen, ganz so wie (Das ist die am Stärksten aufrüttelnde und erweckende unter unseren Erkenntnissen) unsere Welten des Denkens und der Ausdehnung in einander sind. Ja, Substanz und ihre unendlich vielen Attribute, Das zieht uns Sonnenstaub aus dem Staub, durchbricht den Naturhorizont von Sonnensystem, Fixsternen und Nebelsleden und erhöht den Sinn herrlich hinaus über die spießbürgersch hochfliegende Beschränktheit vom Himmel über uns und vom Sittengesetz in uns; und, nein, es giebt kein Wort dichterischer Phantasie, diesem gleich an Rühmheit, erhabener Gluth, Pracht und wundermächtiger Seligkeit; und wer dieses Wort der Wahrheit zu fassen vermag, Der hält es, es hält ihn und er ruht darauf unüberwindlich als auf einem Felsen.

Die Philosophie in unmittelbarer, unverkennbarer Anknüpfung an das prosaisch-wissenschaftliche Denken logisch deutlich, systematisch entwicelnd, macht sehen die Wirklichkeit (Spinoza nennt die Demonstrationen die Augen des Bewußtseins), macht sehen daß eine Wirkliche, was dem wirklich Sehenden Festigkeit und Frieden giebt. Das giebt Kunst nicht und dazu vermögen Künstler durch sich selber nicht zu gelangen; vielmehr gewahrt man an Künstlern, die keinen anderen Leitstern haben als Kunst, ein Lässigwerden der Triebe, Verweichlichung und Verweiblichung des Wesens. Hiermit ist das allgemeine Leiden der Künstler getroffen, womit sie viel Leiden Anderer verursachen; Schwäche, mehr zu beklagen als zu verflagen, können gefährlicher sein als

Schurken. Die Kunst, mit ihrem Gebundensein an die Bildhaftigkeit und das Naturgefühl unserer menschweltlichen Relativität, an die Wahrheit im eingehüllten Zustand, macht nicht dauernd und für das Ganze ihres Lebens die Künstler frei und bringt sie nimmer zur gesicherten und positiven Erfassung der Abstraktion; sie bleiben dem Stoffe mehr verhaftet als die Philosophen und seine Schrecken haben größere Gewalt über sie. Das wird bewiesen durch ihre melancholischen Anwandlungen, durch ihre Verührung mit dem Wahnsinn; und wohl nur wenige von ihnen müßten erst ausziehen, um das Gruseln zu lernen. Sie leiden viel; es zu gestehen, hindert sie, wenn nicht Furcht, so doch Scham, die auch sie zurückhält, von den Entzückungen ihres Schauens das Rechte und Geheimste ohne Schleier zu offenbaren. Selten werden sie der dunklen Hinderungen ganz Herr, zuletzt hat auch ihre Freude Leid in sich; während die Philosophen zu Seelenruhe und Heiterkeit hindurchdringen. Philosophie ist vergleichbar der Pyramide, deren Bau, bis zur Spitze hinauf, fest steht und ruht auf breiter, unerschütterlicher Grundlage; Kunst hingegen gleicht der Kugel, der immer beweglichen, nur auf einem Punkt ruhenden, jedesmal auf einem anderen. So magß gelten, die verschiedenartige Naturfarbe zu erläutern, daß verschiedene Naturell der beiden, auf dem Grunde der absoluten Bestimmung gleichen Charaktere, je nachdem sie modifizirt erscheinen entweder durch Philosophie oder durch Kunst, die Festigkeit und Sicherheit der einen, das Schwankende der anderen.

Und die Künstler haben nicht Genüge an der Kunst, weil sie grundgleichen Wesens und gleichen Blutes sind mit den Philosophen; und darum ist es, daß sie eine verhohlene Konkurrenz mit den Philosophen treiben. Überall berühren sie die letzten Gedankenreihen und suchen geradezu philosophischen Ausdruck, hundertmal eher als die Philosophen dichterischen. Wirklich philosophiren und zugleich auch wirklich dichten gefonnt hat nur Platon, das Wunder und Doppelwunder eines Dichters und Philosophen, der einzige wahrhafte Dichterphilosoph. Gäbe es doch einen Himmel, der uns bewahrte vor den modernen, nach der heruntergebrachten Vorstellung von Dichtung und von Philosophie so genannten Dichterphilosophen! Durchweg gilt: kein Philosoph ist Dichter, kein Dichter ist Philosoph; und Miserei von Dichtung und Philosophie ist das Weder-Noch, womit sie dem Teufel in die Arme springen; wenn ich Platon einen Dichterphilosophen nenne, so soll er damit bei Leibe nicht gekennzeichnet sein als Geschöpf zarter Mitte zwischen Dichtung und

Philosophie, sondern eben als Philosoph und Dichter, dessen Dichtung Ornamentik ist zum philosophisch Konstruktiven und der gleichsam von der Natur bestimmt scheint, die Wesensgleichheit der Philosophie und Kunst vor Augen zu bringen und die Brücke zwischen Beiden, die von den Philosophen wie von den Künstlern zu beschreiten ist. Aber Thatſache bleibt: auch Alleindichter wollen nicht allein Dichter sein, sondern zugleich einen gedankfesten Bau aus ihrem Innersten errichten; was unmöglich gelingen kann. Flammenhaft schwankend und bleibend nur ist die Bewegung des Gedankens in der künstlerischen Phantasie, und noch viel zu flammenhaft bunt. Doch sie wollen philosophiren, meinen, es zu thun und gehan zu haben, bleiben davon dennoch im Grunde unbeschiedigt, und Die, denen noch am Besten das Denken einigermaßen in Faß und Tempo gelang, suchen alsdann die wirkliche Philosophie, wo sie die neutrale Wahrheit und Urheit für die Geistigen aller Modifikationen, auch für sich selbst, ausgesprochen finden und lehnen an einen Philosophen sich an. Wie Goethe an Spinoza.

Gewiß war Goethe dem Spinoza kongenial, auch in Gedanken, aber hierin als der Große dem Größeren: „Ich fühle mich Spinoza auf das Innigste verwandt, obwohl sein Geist viel klarer und tiefer ist als der meinige.“ Sehr innig war die Verwandtschaft und Beziehung. Was darüber zu wissen, ist nicht erschöpft durch Goethes eigene Begeisterungen und nicht mit der Kenntniß seiner Abhängigkeit von Spinoza in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, noch auch, indem man die Wahrheit empfindet: „Die Lehre Spinozas, aus der mathematischen Hülle entpuppt, umfliest uns als goethisches Lied“, der Lyriker Goethe verdaulst seiner Vertrautheit mit Spinoza wohl nicht weniger als etwa seiner Vertrautheit mit dem Volksgesang. Viel mehr aber noch bedeutet: daß der Lebenspraktiker Goethe völlig spinozistisch geworden, daß er bei Beurtheilung der vielen Menschen, mit denen er zusammentraf, jegliche moralische Kritik zum Schweigen zu bringen, auch gegenüber seinen Feinden von allem Aufselt sich frei zu machen verstand und daß schließlich, wie seine Lebenstechnik und sein Lebenstalt, so auch seine ganze Neuerungswise und das Instrument seiner Sprache, — nun, vom klassischen Muster in den Wahlverwandtschäften bis zum resignirendsten und blassesten Geheimrathshil, was haben wir daran Anderes als die Betrachtung sub specie aeterni und eine Art Sprechen more geometrico? So daß man sagen möchte: Der ältere Goethe hat die mathematische Hülle angezogen. Das ist die weit-

aus bedeutendste von den Nachahmungen verschiedenartiger Stile, in denen wir Goethe, trotz all seiner nie genug zu bewundernden Wunderbarkeit und originalen Hoheit, begriffen finden; da ist mehr als Nachahmung, weil darin Nachahmung und verwandter Geist sich durchdringen; und ist nicht etwa nur literarische Modifikation, sondern Modifikation und Modellirung der ganzen Persönlichkeit. Hinter dieser Hülle steht die Größe und eiserne Festigkeit von Goethes Charakter und Lebensführung; und wir erkennen, daß der Geist der Ewigkeit wahrhaft sein ganzes inneres Dasein durchheiligte. Wie viel dazu daß großartige Beispiel und der Segen des Philosophen Spinoza geholfen, Das wollen wir nicht verkennen bei dem Dichter, der keineswegs immer in allen Angelegenheiten (in den Liebesangelegenheiten nicht) die Haltung und Souveränität erreichte, die er für sich wünschen mußte, und der so klar ausgesprochen hat, „daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht“.

Das haben viele Künstler erfahren, sich aber deshalb noch nicht leiten lassen von Dem, was leiten kann. Im Gegentheil. Je geringer die Künstler und je mehr solche von ihnen philosophischen Halt nötig hätten, die so wenig allein aufrecht stehen können wie ein leerer Sack, desto eigenständiger pflegen sie gegen ihr Heil sich zu sträuben. Von Philosophie wollen sie nichts wissen. Weil sie von Philosophie nichts wissen! Weil sie nicht ahnen, was Philosophie ist und leistet und sie, die Künstler, ganz im Besonderen angeht; weil sie die Philosophen verwechseln mit Denen, die zu den Anderen gehören. Aber Zweierlei ist nicht Einerlei, trotz bestehender Namensgemeinschaft nicht; Zweierlei übrigens genau wie in ihrem eigenen Hause, wo ja doch auch zwischen den echten Künstlern und den anderen Künstlern unterschieden wird. So dürfen sie denn auch nicht die wahrhaftigen Philosophen mit den Metaphysikern zusammenwerfen und nicht glauben, daß Platon und Spinoza von der selben Art seien wie Immanuel Kant, der mit überschwemmender Wirkung unsere Welt von Neuem scholastifizirt hat, oder gar wie die Philosophie-Philologen von heute, die Oeden und Püschgen an unseren Universitäten. „Die Philosophie der Kunst“, wie sie von Denen hervorgebracht wird, ist für die Künstler ein Popanz und Gelächter; und die Philosophie-Professoren der Scholastik sind damit das genaue Gegentheil von Dem, was, nach der Stellung der Philosophie zur Kunst, die Philosophen den Künstlern sein sollten. Das kommt daher, daß die Philosophie-Professoren durchweg daß Gegentheil zu sein pflegen von Philosophen, mit allen ihren Philosophie-Gegenständen.

ben, und nicht allein keine Professoren für, sondern welche gegen Philosophie; und daher kommt denn auch, was für die Künstler kommt. Wer müßte mehr sich kümmern um die Philosophie der Kunst oder die Ästhetik als die Künstler; wer aber kümmert sich weniger darum als die Künstler? Die Ästhetik sehen sie an als ein Gespinnt furioser Leute, die gar kein Verhältniß haben zur Kunst und feins zu den Künstlern; sie entdecken da keinerlei Zusammenhang, weder mit ihrer Praxis noch mit ihrer Art des Auffassens, Empfindens, Denkens; da kommt nichts vor von den künstlerischen Naturen, in denen die Idee, die Erfindung und die Phantasie ihres Schaffens wurzelt; sie werden nicht aufgeklärt über die Besonderheit ihrer Naturen und nicht über den Sinn der Begeisterung, als deren Werkzeug sie sich finden bei seltsamen Schöpfungen, so völlig und gewaltig abweichend von allem übrigen Werk der Menschen, unbegreifliche Hervorbrüngungen innerhalb der Menschenwelt! Indem nun aber die Künstler sich ablehren von Leuten, durch die freilich sie über die Philosophie und die Herzensbedeutung, Herzensunentbehrlichkeit und Herzensunerreichlichkeit der Philosophie nichts erfahren können; die, selber erstarrt vom Froste der Scholastik, Andere nicht zu wärmen vermögen; und, von denen geleitet, sie zur verkehrten Thür hineingerathen würden ins ganz Andere, — indem sie, solche Leute verwechselnd mit den Philosophen, die Philosophen und die Philosophie verwerfen und befehdien, thun sie, was nicht ungestraft sich thun läßt, was überhaupt von ihnen nicht eigentlich gethan werden kann. Denn sie kommen ohne Philosophen nicht aus; ja, wer kommt denn ohne Philosophie aus, ohne wirkliches Denken, als allein die wirklich Gedankenlosen? Schwer scheint aber begreiflich, daß die Gedanken nicht anders sich in Ordnung bringen lassen als durch Denken, nur durch systematisches Denken, durch Philosophie, und daß es keine Bildung geben kann als mit philosophischem Denken. Was Einer übrigens sein und wissen mag: denkt er nicht auch philosophisch, so bleibt er roh, wüst, abenteuerlichen Verstandes, und wenn es ihm ernst ist, eine selbstquälische und Andere quälende Existenz. Wer nicht philosophisch denkt, Der denkt nicht; wer so vom Denken im Allgemeinen wohl hoch spricht, die besonderen philosophischen Gedanken jedoch nicht denken kann, Der kann überhaupt nicht denken. Philosophie ist Denken; wenn aber Philosophie kein Denken ist, dann ist gewiß auch nichts Anderes Denken und jedes Andere schlechter als Denken (was vollauf auch von dem „Denken“ gilt, womit unsere Empiriker die Philosophie ersehen wollen).

len). Keine Bildung ohne philosophische Erkenntniß: Das haben von Gebildeten die griechischen Gebildeten gewußt, nicht die schlechtesten der Welt und diejenigen, die am Wenigsten durch das Volksbewußtsein gebunden erscheinen: unter all dem Hohen, was sie besaßen, gestanden sie, gestand auch ein Berilles den höchsten Rang der Philosophie zu; nicht die Religion, sondern die Philosophie war ihnen Gewissen und Halt; und geistige Menschen sollten nicht zu allen Zeiten eben so von der Philosophie wissen? Schlimm, daß viele Künstler es nicht wissen; und da gerade die Künstler, wie wir sahen, am Wenigsten ohne Philosophie sein können, so setzen sie an die Stelle der Philosophie (o Hammer!) ihr Philosophiren. Das ist nicht schön, aber häßlich; und heißt nicht mehr eine verschämte Konkurrenz mit der Philosophie treiben. Künstler, die man am Heftigsten so und so schelten hört auf die Philosophie, die selben Künstler hört man zugleich fürchterlich selber philosophiren. Von der Kunst meinen sie nicht, daß sie durch Unkunst und Nichtkünstler hervorgebracht werden könne, aber von der Philosophie meinen sie offenbar (ganz so wie unsere wissenschaftlichen Empiriker), es lasse sich nur mit Unkenntniß und Verachtung ihrer philosophiren, und sie zeigen sich als Nichtdenker unternehmender im Denken, als Denker sind; sie verachten nicht allein auf die Gedanken herunter, sondern auch gleich mit auf alles Wissen und Lernen (ein alter Weiser hat gesagt: Wer nicht lernt, ist des Todes schuldig!): nur ihre wunderhäßige Unwissenheit halten sie für geeignet, über Alles zu urtheilen, — als wenn der Körper ohne Nahrungsaufnahme sich behaupten und gesund sein wollte. Sehr viele Künstler trifft man in erstaunlicher Unwissenheit über die Geschichte und die Erzeugnisse der Kunst, die sich gewaltig darauf zu Gute thun, wie sie allem Denken über die Kunst aus dem Wege bleiben ('reoen dennög vlei,' seht vlei' soer'zeukt uho' über 'iure' eigenen Werke im Besonderen, was sie dann aber merkwürdiger Weise keineswegs als nicht gedachtes, gedankenloses Geschwätz von Ignoranten genommen wissen möchten); und alle Aesthetiken verdammen, wurden die Meisten gar selber (durch ihr eigenes Philosophiren und durch daß der Philosophen von ihrer Art und der Dichterphilosophen) zu Aestheten, zum Aergsten, wozu sie werden konnten. Aestheten: Das sind die schauderhaften Menschen der Selbstentwurzelung und der Selbstausöhhlung. Und so sind sie weiter ab von der Philosophie als jemals; in ihrem Leben nicht ein einziges Mal widerfuhr ihnen die Gewalt des Gedankens, die erschütternde Gewalt des Gedankens vom

Einen widerfuhr ihnen niemals in der Klarheit, Bestimmtheit, Unverlierbarkeit der philosophischen Erfassung; und darum sind sie so in der Irre. Sie ahnen nicht, welche die Gedanken der Philosophie sind, die wahrhaft denkbaren, innerlich widerspruchsfreien, in aller Gesundheit lebendigen, Frucht bringenden, freimachenden, selig machenden, was Alles an diesen wahrhaften, redlichen Gedanken hängt auch für ihr Schaffen und für ihr Leben — denn sie können nicht leben, ohne daß sie den Kraftboden der Philosophie berühren —, und wie Künstler und Philosophen, trotzdem die Wege, die von ihnen beschritten werden müssen, sie weit auseinanderführen, wie sie dennnoch herzinnig zusammengehören und auf einander angewiesen sind gegenüber dem Leben der Allgemeinheit; einem Leben, in dem nichts von der Wahrheit des Geistes, viel vom Überglauen stets verwirkt ist, wo in die Praktik der Vernunft immer und überall der Wahn hineinregt und in manchen Zeiten ganz allein regt.

Potsdam.

Constantin Brunner.



Anzeigen.

Die moderne Diplomatie, ihre Entwicklungsgeschichte und ihre Reformmöglichkeiten von B. L. Freiherrn von Macay. Literarische Anstalt von Rütten & Loening in Frankfurt.

Um dem Streit um die Reformbedürftigkeit unserer Diplomatie kann ich mich wegen Mangels an Sachkenntniß nicht betheiligen; nur Eins glaube ich behaupten zu dürfen: daß eine Auslandspolitik, die nur Diplomatie ist, nichts Ersprechliches, am Wenigsten etwas Großes, zu leisten vermag. Ich unterscheide nämlich von der Diplomatie die Hohe Politik. Diese ist die Kunst des leitenden Staatsmannes (wenn, wie in England, eine Oligarchie die Geschäfte führt, der leitenden Männer), den Tendenzen der Völker- und Staatenentwicklung, den Bedürfnissen und Strebungen des eigenen Volkes die Ziele zu entnehmen, die er sich zu stellen hat; während Diplomatie die Hülfskunst ist, durch Verhandlungen mit den fremden Regierungen, durch Beeinflussung der Presse, der öffentlichen Meinung im In- und Auslande die Wege zum Ziel zu bahnen. Herr von Macay nennt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch Beides Diplomatie, unterscheidet aber von der alten Schachspieldiplomatie die Politik Bismarcks, die er als die ideale Politik schildert. Diese Unterscheidung nun fällt so ziemlich mit meiner zusammen, denn die Unterhandlungen der Organe des leitenden Staatsmannes können den Schachspielcharakter niemals ganz abstreifen; und Bismarck ist, während er nebenbei auch Diplomat

war, doch eben vor Allem als Staatsmann in meinem Sinn groß gewesen; auf die Ehrlichkeit, Offenheit, Gründlichkeit, strenge Sittlichkeit, die Bismarcks Politik adelte, werden die Helfer, die eigentlichen Diplomaten, wohl oft verzichten müssen. Wenn Macfah in der Behandlung Österreichs und Russlands ein Zurücklenken Bismarcks in die Methode der alten Diplomatie sieht, so fällt damit sein Schatten auf das glänzende Bild, daß er von dem Meister der hohen Politik entwirft, daß würdigste und schönste von allen Bildern, die ich kenne, denn „das tragische Los, immer durch schwere Konflikte sich hindurchringen zu müssen, wo die Noth Entschlüsse erzwingt, wo zum Vaterlandsvater gestempelt wird, wer nicht die Gelegenheiten am Schopf ergreift, wie sie kommen, und Verachtung und Hohn dem Besten im Norden sieht, der nicht den Erfolg auf seiner Seite hat, bleibt seinem großen Diplomaten (ich würde sagen: Staatsmann) erspart.“

Der geschichtliche Theil des Buches erzählt, wie die gegen Ende des Mittelalters geborene europäische Diplomatie im päpstlichen Rom ihr Gymnasial-, in der Handelsrepublik Venedig ihr Hochschulstudium durchgemacht hat, daß dann von den Seemächten zur Wissenschaft der Weltbeherrschung ausgebaut wurde. Im Mittelpunkt der Darstellung steht überall Bismarck; dann folgen einige Epigonen. Der den Reformen gewidmete Theil zeigt, welche Gefahren für die Gesundheit der Politik das parlamentarische System der Westmächte birgt, und, daß bei uns noch am Scheitern die unentbehrliche Grundlage für eine gesunde Politik, das gegenseitige Vertrauen von Regierung und Volk, sich herstellen läßt. Die Reformvorschläge können im Rahmen dieser Anzeige nicht skizzirt werden. Der Baron Macfah geht von der Überzeugung aus, daß die deutsche Diplomatie „auf der selben Höhe des Leistungvermögens und fortschrittlicher Entwicklung steht wie alle anderen Organe des deutschen Staatskörpers, allerdings auch deren Schwächen und Fehlbildungentheilt. Vom Scheitern dieses Gesichtswinkels aus muß das Reformproblem betrachtet und der Lösung entgegengeführt werden. Dabei ist vorab eine scharfe Linie zu ziehen zwischen den Aufgaben des Konsulats- und des Botschafterwesens; denn viele der Diplomatie als solcher gemachten Vorwürfe haben ihren Ursprung lediglich in gebankenloser Verwechslung und Verschiebung beider scharf getrennten Amtsgruppen.“ Der Reformentwurf schließt mit der Erinnerung an den hohen Beruf Deutschlands, „nicht nur der Logiker, sondern auch der Ethiser der Weltpolitik zu werden.“ Das kleine Buch belehrt gründlich und ist darum ein nützliches Buch; es erhebt und begeistert, weil es von Vaterlandsliebe durchglüht ist; und ferner unterhält es angenehm, weil der mit reichem Wissen und plastischer Phantasie ausgerüstete Verfasser gut zu schildern und abstrakte Wahrheiten, trockene Thatsachen mit sinnigen Bildern zu illustrieren versteht.

Meissse.

Dr. Karl Tentsch.

Und doch. Gedichte. Im Xenien-Verlag in Leipzig.

Es giebt stets bereite Kinder der Zeit. Wer sein Härchen krümmen konnte, versteht nun, alttestamentarisch zu hassen. Zage Seelen, die Watte in den Ohren trugen, lassen Kanonenendonner krachen; über Nacht kommt ihnen Sanftmuth und Gelübenzorn; daß Hosannah und Kreuzige liegt ihnen gar nah bei einander. Und dann leben sonderbare Räuze, altmodische, die, so zu sagen, ihr Haus in die einsamen Seitengassen bauen. Solch Einer tritt ins freie Licht und wagt, Lieber zur Harfe zu singen, während draußen die Völker ringen.

Altfränkischer Sonntag.

Irgendwo, im fernen Osten,
stampft das Schicksal über tausend Leiber,
irgendwo, gen Niedergang,
haucht ein einziger Sohn sein Leben aus.
Und inmitten grausamen Geschehens
lächelt mild der Sonntag von gestern,
spannt sich ruhevoll ein zarter Himmel,
lodt Emailleblau auf Maiengrün
aus den Büschchen an den stillen Weiher.
Eine Lerche schwirrt, ein Ruhuck ruft,
Liebe schlendert mit verschlungenen Händen
durch die schattenfühlen Tagushedden;
tief versonnen rauschen alte Zeiten.
Nur wie einer fernen Senfe Dengeln
flingt der Flügelschlag von Riesenvögeln,
mahnt an Erntetag der Schnitter Tod.

Trieb sand.

Weit bin ich durch das Land gezogen;
ging irr mein Wanderschritt?
Hab' ich mich freisend selbst betrogen,
glitt dünenwallend mit
der Böden, ber zu Sehnsuchtzielen
mich Pilger tragen sollt?
Die Schatten, die einst abwärts fielen,
sind über mich gerollt.
Ich stehe auf der alten Stelle,
ins Ufer eingekrallt,
urewig quillt und rauscht die Welle,
die von Erfüllung läßt,
vom Hoffen, daß, wie Sand zerrollen,
mich zu begraben droht,
vom Lichte, daß, zu Staub zerponnen,
fern meiner Welt verloht.

Das Glück.

Leise, leise: daß Glück steht vor der Thür.
 Siehst Du, wie sich die Klinke langsam neigt,
 ein feiner Lichtspalt sich im Dunkel zeigt?
 Hörst Du, wie flingend sich die Angel dreht,
 ein Aeolsharsenton melodisch weht?
 Streift Dich das Tasten einer zarten Hand,
 der Morgengruß aus langerträumtem Land?
 Fühlst Du, wie Dich ein Mantel weich umhüllt,
 sein süßer Duft den engen Raum erfüllt,
 der sich nun dehnt, so tief, so hoch, so weit,
 daß aus dem Schoße der begrenzten Zeit
 helleuchtend wächst empor Unendlichkeit?
 Spürst Du den ewigen Geist, wie ich ihn spür'?
 Leise, leise: daß Glück steht vor der Thür!

Gestern.

Leise gleitet unser Nachen,
 Silbertropfen rinnen flingend
 von den ausgestreckten Rüdern;
 tönenende Erinnerungen
 fräuseln auf der Spiegelfläche,
 wie ein Windhauch auf der Harfe.
 Blau und weiß im Mondenscheine
 ruht die Welt, das ferne Ufer,
 wo noch gelbe Feuer glimmen,
 stirbt dahin; nichts mahnt an heute,
 Alles flüstert wie im Traume
 von dem Gestern, das uns liebte.

Am Ziel.

Noch braut der Nebel überm Rieb
 wie zitternder Orgelton,
 von ferne weht ein Abschiedslied;
 die Sterne verglimmen schon.
 Wir tasten uns durch Dorn und Strauch,
 durchschauert von Morgenfrost,
 umspült von naher Stunden Hauch,
 traumwandelnd gen rothen Ost.
 Das Klingen schwilzt, der Thalwind faust,
 die nächtliche Fessel bricht;
 hell über uns Erlösten braust:
 die Sonne, der Tag, daß Licht!

Wer an Kriegslieferungen Gefallen findet, meide dieses Buch;
 es kommt zu spät oder zu früh. Doch fümmert's den singenden Vogel,
 ob der Herbst zu lange währt oder der Frühling zu schnell kam?
 Leipzig.

Gustav Hermann,

Phantasus.

Phantasus. Insel-Verlag in Leipzig. 336 Seiten Großfolio.

Seit dreißig Jahren kämpfe ich einen Kampf, der, noch von keinem Zeitungsschreibenden beachtet, vom Publikum nicht geahnt und nur erst von wenigen Freunden begriffen, dem deutschen Gedanken (und zwar naturnothwendig, weil die Kraft von Ideen sich berechnen läßt) die Führung auch in der Literatur sichern wird, wie Hunderttausende heute dafür bluten, daß sein Bestehen nicht aus der Welt der Völker gebrängt wird.

Im „Vorwort“ meines letzten Werkes, „Berlin. Die Wende einer Zeit in Dramen. Ignorabimus. Tragoedie,“ streifte ich diese Idee und schloß: „Karl Goedele, der alte Goedele, unter allen unsren Literarhistorikern nicht bloß der ganz zweifellos unvergleichlich vertraulichste, sondern auch zugleich der unheilschlich, schlicht, verläßlichste und objektivste, schrieb in seinem „Grundriss“, fünftes Buch, zweites Kapitel, über Martin Opitz: „Mit ihm und durch ihn beginnt die Abhängigkeit der deutschen Dichtung, die bis auf die Gegenwart fortbauer, bald von Holländern, Italienern und Spaniern, dann von Franzosen und französischen Engländern, dann von Römern, Griechen und Engländern, darauf vom Mittelalter, von dem Orient und weitesten Occident und schließlich vom Auswurf aller Weltliteratur... Ein Weg, der, wenn er auch über glänzende Höhen führt, im geschichtlichen Sinn ein Leidensweg ist und möglichst abgesürzt zu werden verbient.“ Um diesen „Leidensweg“ (man erinnere sich wohl: die „glänzenden Höhen“, über die er „geführt“, hatten die eine „Schiller“ und die andre „Goethe“ geheißen, und was nachfolgte, war Värme und meine gesammte Zeitgenossenschaft taumelt auf ihm noch immer), um diesen „Leidensweg“ nicht etwa bloß „möglichst abzufürzen“, sondern um endlich sein Ende herbeizuzwingen, und darin, mit aller Bewußtheit, habe ich nun seit fast dreißig Jahren meine „Mission“ erblidt, gab es nur eine Möglichkeit. Die alte Tradition, die jede Weiterentwicklung niederflammerte, wie mit Polypenarmen, zu zertrümmern und an Stelle der Zertrümmerten eine neue zu fundamentalen. Jede Wortkunst, Lhrif wie Drama (vom schlapp geworbenen „Epos“, vom Roman, der stets eine Zwitterform war, wie er stets, die Gründe gab ich andernwo, eine solche bleiben wird, eben so vom sogenannten Prosa-drama, das sich mir heute, trotz seinem letzten Großen, Hbzen, nur als eine bloße Auflösung spiegelt, sehe ich hier ausdrücklich ab), jede Wortkunst, von frühster Urzeit bis auf unsere Tage, war, als auf ihrem letzten, tiefstuntersten Formprinzip, auf Metris gegründet. Diese Metrik zerbrach ich und setzte dafür ihr genau diametrales Gegenteil. Nämlich Rhythmis. Das heißt: permanente, sich immer wieder aus den Dingen neu gebärende, komplizirteste Nothwendigkeit, statt, wie bisher, primitiver, mit den Dingen nie oder nur höchstens ab und zu, nachträglich und wie durch

Zufall, koinzidirender Willkür. Das klingt sehr simpel und hört sich „wie nichts an“, etwa ähnlich, wie die Umkehrung des Satzes, die Sonne dreht sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne, von dem heute, rund dreieinhundert Jahre nach dem Tode des Kopernikus, jeder, so zu sagen, bessere Esel sich einbildet, er hätte sich diesen kleinen Scherz, von dem so viel Aufhebens gemacht wird, eben so leisten können, wird aber in seinen Folgen, und zwar nicht nur für uns und unsere Literatur, sondern auch für alle übrigen, die es eben so befreien wird, genau so unvergänglich bleiben, wie es, auf ihrem Gebiet, die That des Frauenburger Domherrn bleiben wird. Lyrik und Drama (bereits bei der „Sonnensinsternis“ war mir Das aufgegangen, aber erst durch das „Ignorabimus“ ist es mir heute Gewissheit) haben sich formal wieder zu einer Einheit geschlossen. Den selben rhythmischen Nothwendigkeitorganismus, den jehes mir gelückte „Phantasus“-Gedicht darstellt, nur noch entsprechend differenzierter, bilden jetzt auch diese Tragödien. Meine Arbeit, die mit diesem ihrem ersten Haupt- und konstruktiven Theil hinter mir liegt, war eine mühenvoll lange, die Hemmnisse und Schwierigkeiten, die sich mir entgegengestellt, innere wie äußere, schienen mir oft die denkbare Niederbrüdenst unüberwindbarsten, aber ich habe sie bewältigt und brauche daher mein Leben, daß ich an diese Aufgabe gesetzt, nicht zu bereuen!“

Das möchte sich anhören, wie aus dem Stolz eines Gottes, der nach sechstägigem Schaffen am siebenten auf sein Geschaffenes zurückblieb und „sah, daß Alles gut war“. Es brauchte, als Behauptung, meinetwegen auch noch kleinen zu überzeugen.

Über man stützt vielleicht, man beginnt am Ende doch, in seine bisherige Lässigkeit, in sein Ueberhören, in seine Nichtachtung ein gewisses Misstrauen zu sehen, wenn ich mich heute untersage, auf mein damaliges „Exempel“ (formale: Das heißt also künstlerische Wieder- einheit von Lyrik und Drama, wie zu allen großen Zeiten) die „Probe“ zu geben. Hier ist sie! Ich saß über der Korrektur dieses Buches, dessen sechstes Heft einen Cyklus, wenn ich mich so ausdrücken darf, „religiöser“ Gedichte enthält. Zwischen dem mir vorliegenden vorletzen, das mit einer absoluten Verneinung schloß, und dem letzten, das mit einer eben solchen Bejahung begann, schien mir eine kompositionell allzu große Lücke zu klaffen, die ich unter allen Umständen überbrücken müßte; und zwar schon für diese Ausgabe und für diese Fassung, so durchaus wissenschaftlich ich im Uebrigen eine ganze Reihe anderer noch als solche belassen hatte.

Und ich hörte zugleich deutlich die Worte:

„Und... doch! Und... doch! Und... doch! Und... doch!“

Diese Worte schienen mir für die gesuchte Ueberleitung „die Melodie“ anzudeuten; und ich theilte ihre Begründung, wie ich sie mir dachte, einem Freunde mit, der mir gegenüber saß und mir an einem zweiten Exemplar bei der Durchsicht der Korrektur half.

„Diese Begrünbung haben Sie im „Ignorabimus“, an irgendeiner Stelle, ich glaube, im fünften Akt, schon einmal gegeben! Leider muß ich jetzt fort. Sehn Sie mal nach. In einer Stunde bin ich wieder da.“

Um „Ignorabimus“? „Fünfter Akt“? Ich entzann mich nicht. Aber ich sagte mir: hatte mein Freund Recht gehabt, hatte ich diesen „Inhalt“, wie er behauptete, wirklich schon mal gegeben, so mußte seine Form mit der, die ich hier suchte, identisch sein. So brauchte ich jene Stelle, die ich vollkommen vergessen hatte, nur mechanisch hier einzufügen: und das Gedicht, das ich zwischen den beiden vermisste, stand da. Ich verrathe und bekenne gern, daß ich an das Suchen der Stellen mit einem gewissen Herzschlopfen ging. Mit meinem entweber positiven oder negativen Resultat (Das wußte ich) bejahte sich mir jetzt oder verneinte sich mir sowohl meine „Theorie“ als mein Können.

Seite 336, 337. Das war's. Da stand's! Und ich las. Mit stockendem Atem!

Hurra! Nicht ein Wort, das sich verschob, nicht ein Ton, der nicht „häß“, nicht eine Silbe, die verändert zu werden brauchte! Und als mein Freund (ich kann seinen Namen, falls man es wünscht, nennen) zurückgekommen war, stand das Fehlende in meinem Egempler, entsprechend seiner inneren Rhythmis, bereits eingeordnet:

Und..., doch! Und..., doch! Und..., doch! Und..., doch!

„Unser bestes

Sehnen

schreit nach Gerechtigkeit!

Aus diesem gemeinen, schmälichen Sohuwabohu, in dem wir Alle beschlammt bis an den Hals waten,

verlangt es

selbst den Besudelsten und Beschmiertesten
nach einer läuternden, regenerierenden, seelischen Transmutation und

Wiedergeburt,

nach einem erlösenden, sühnenden Entzündigungsbab,

nach einer fleckenlosen

Reinheit!

Wenn auch schon längst nicht mehr in dieser,

so doch in irgendeiner fernen,

frößenden,

oft nur wie durch einen dunllen Traum erhofften

und erahnten,

imaginären andern Welt!

Gedem Schmerz,

in unumgänglich nöthiger Wechselwirkung,

nach einem leichten, tiefsten, innersten Empfindungsgesetz in uns,
aus einem uns bereits seit Urbeginn immanenten, weit über unseren
Verstand und unsere Sinne gehenden,

ultraimperativen Muß heraus,
entspricht
eine Freude!

Jedem Negativum ein Positivum,
jedem Minus ein Plus,
jedem Relativen ein Absolutes,
jedem Diesseits
ein kompensirendes, alles Urthliche wieder weltmachendes,
ausgleichendes Jenseits!

Daran glaube ich, darauf hoffe ich,
darauf baue ich, darauf vertraue ich, darauf schwöre ich, darauf ver-
lasse ich mich,
daran halte ich, halte ich, halte ich
fest!
Und... doch! Und... doch! Und... doch! Und... doch!
Und... doch!

Wie leicht, wie erlösend, wie selbstverständlich fügte sich jetzt
an diesen „Uebergang“ das Schlußgedicht! Man mag es, an seiner
von mir bezeichneten Stelle, im Zusammenhang nachlesen.

Hatte schon je ein Astronom, allein aus seinen Berechnungen, auf das Vorhandensein eines bestimmten, noch nicht entdeckten Sterns geschlossen und dieser Schluß sich dann durch die Wirklichkeit be- wahrheitet: hier, im vorliegenden Fall, in einer Disziplin, die noch ungleich komplizirter war, weil sie eine rein geistige ist, war mir jetzt genau das Selbe geglückt! Es bewies, bestätigte und bestärktigte mir: die kommende, unausbleibliche Führerschaft Deutschlands auf einem Gebiet, auf dem unser Volk, eigenem, unverdächtigem Zeug- niß nach, bisher, trotz einzelnen unleugbar großen Thaten, doch nur eine im leichten, entscheidenden, weil Evolutionsinn mehr empfangende als gebende Rolle gespielt hatte! Ein geschichtliches Werden und Sichentwickeln, daß ich geahnt hatte von allem Anfang an und dessen leichte Schleier jetzt vor mir zerrissen lagen! Einheit, nothwendige, durch die gesamte Wortkunst, von Form und Inhalt! Rhythmus, statt Metris! Determination, auch hier, und nicht mehr, wie bisher, sogenannte „Willensfreiheit“!

Mit dieser Idee, mit dieser Forderung, über die eine im Prin-
zip noch weitere Steigerung gebaßlich nicht mehr möglich scheint und
die, nach dem klugen Wort des alten Fontane, der sofort damals
hellhörig die Ohren spitzte, als er um 1890 herum ihre ersten Stammel-
laute vernahm, eine „literarische Weltwende“ eingeleitet hat, tappen
wir jetzt anderen Völkern künstlerisch nicht mehr hinterdrein, son-
dern marschieren wir jetzt ihnen, allen, voraus und an der Spitze.

Ob mich eine zeitgenössische, „vaterländische“, sich so nennende
„Kritik“ in ihrer eingebildeten, privaten Geschmack-Rangliste als
„Dichter“ vor Li-tai-pe und Shakespeare notirt oder hinter Balduin

Bählamm: man darf mir wirklich glauben, daß ich letzten Endes nicht allzu viel Werth darauf lege. Über der Spaß hört auf, ihr Hirn hat zu funktioniren, ihr Intellekt darf sich nicht totstellen, wenn es sich nicht mehr blos um meine Person, die sich selbst vollkommen gleichgültig ist, sondern außer mir auch noch um eine Sache dreht! „Diese Sache“, schloß Robert Reß seine 1913 im Verlag von Karl Reißner in Dresden veröffentlichte Schrift „Im Kampf um Arno Holz. Eine eröffnete Reihe, I. Arno Holz und die deutsche Presse“, „ist die künstlerisch wichtigste, die es in Deutschland heute durchzufämpfen gilt, und von ihrem Erfolg, oder Nichterfolg wird es abhängen, ob die deutsche Literatur im höheren Sinn sein oder nicht sein wird.“. Sie wird sein, weil diese „Sache“, ganz gleich, wie man sich zu ihr stellt, ob ich ihr noch länger dienen darf oder nicht, nun auf die Dauer nicht mehr totzukriegen ist!

Die Noth dieses großen Krieges rief unser Volk, aus der Fremde, zu sich selbst. Möglich, daß ein neues Deutschland einsieht, was mein Werk der Befreiung, falls man ihm noch zwanzig Jahre der Weitervollendung vergönnt, für sein geistiges Zukunftswochsthum bedeuten würde. Mein letztes Ziel mit diesem Chrifton („Chrifton“, ja wohl!), dessen ungesähe Umriffe sich vorläufig nur andeuten, dessen innerstes, unterstes Grundwollen vielleicht für Manchen noch kaum zu Tage tritt und dessen gegenwärtiger Umfang von der vollenbeten Fassung, wie sie mir vorschwebt, erst etwa den knapp dritten Theil bildet, ist ein Weltbild, wie es meine Absicht war, mit meiner begonnenen Dramenreihe, von der ich noch nicht ahne, ob Glück und Umstände es mir gestatten werden, nochmals und wieder zu ihr zurückzukehren, ein Zeitbild zu gestalten.

Nein „technisch“ bemerke ich noch: ich hatte in meiner „Revolution der Lyrik“, die zu meinem einschlägigen Schaffen die theoretische Grundlage gab, in meinem Eifer als Praktiker einen kleinen logischen Schnijer verbrochen; den einzigen, dessen ich mich schuldig weiß. Nämlich: den Reim völlig auszumerzen, statt ihm, wie den übrigen überlieferten Hilfsmitteln, sekundäre Bedeutung zu lassen. Ich nagle Dies hiermit fest und freue mich dieses Fehlers, da ich sonst, ohne ihn, wie ich das Gefühl habe, nie die Stufe erreicht haben würde, auf der ich, wie ich glaube, heute, künstlerisch, stehe.

Arno Holz.



Deutsche Verse.

Bild der Freiheit.

Siehst Du den Strom, den Bergeshöhn entquollen,
Die dunklen Wogen majestätisch rollen?
Es sieht bei Dir, ob er auf seinem Pfad
Dir Segen bringend, ob verderbend naht.

Grab ihm ein Bett, so wird er Deine Auen
Erquicken und zur Fruchtbarkeit bekehnen;
Doch stemmst Du Dich entgegen seinem Lauf,
So geht Dein Alter, sammt der Frucht, darauf.
Friedrich Hebbel.

Phantasie.

(Aus „Verse und Bilder“; im Verlag der Aktion.)

Ich sehe die Geister in dunklen Lauben ziehen
Und schimmernde Weiber sich dehnen auf nackten Thronen.
Ich höre, wie Riesen ihre Fesseln zerbrechen.
Fahl schimmern die Schlösser, in denen die Greifen wohnen.
Holoße schwanken heran, Cherubgestalten,
Nacht im wilden Auge, schwarz rauscht ihr Gefieder
Empor. Lodernde Fahnen entfalten
Sich. Chöre verhallen und wilde Sturmlieder.
Wohlan! Wohlauf, altes Herz! Mit unzähligen Maschen
Ziehen die schimmernden Träume über die Welt.
Wer hat sie gewebt? Wer will ihre Enden erfassen?
Strahlender Schmuck, der ins Unendliche fällt.

Lied.

Heiliche Wieke Du, neige
Dich tief in den Himmel ein,
In Deine hängenden Zweige
kehrt der Abendstern ein.

In dem zarten Schäuse
Leuchtet er doppelt klar,
Ein Fisch in himmlischer Rente,
Golden und wunderbar.

Abendstern, friedliches Kleinod,
Birgt sich am Himmelstrand,
Purpurstöre und Weinrot
Reichen ihm lieblich die Hand.

Abschied und fühltes Verwehen.
Lange Dämmerung wacht,
Hirtengesänge gehen
Selig durch die Nacht.

Wilhelm Klemm.

Abiturienten-Examen

Damen werden schnell und gründlich
zum Abiturienten-Examen vorbereitet im
Darmstädter Pädagogium

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet.

Prospekt frei.

CASPER's Kunst-Salon

Kfdamm 233

Eintritt 50 Pf.

Nur ausgestellt

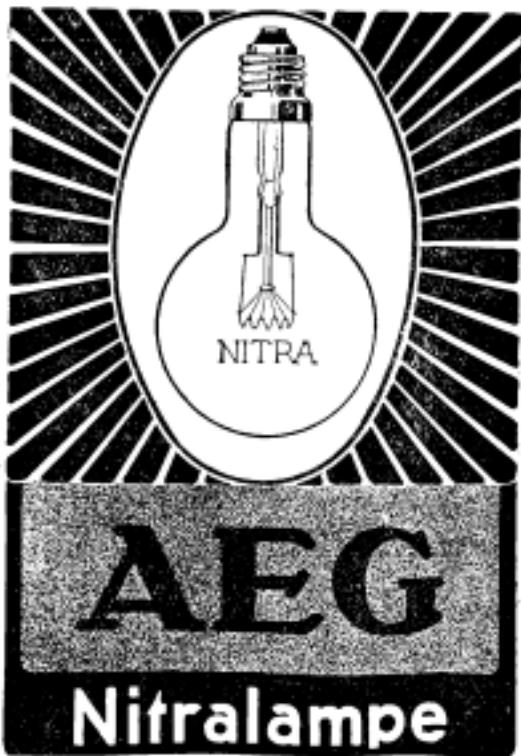
Corinth	Häbner	Niemannkamp
Dill	Hoffmann	Schenke
Färist	Liebermann	und andere

*Im
roffen Himmel
weltlich man Wallung
durch die*

**Wossifla
Zeitung**

Berlin SW 68, Ullsteinfaß

Bei **Gicht** **LITHIONWASSER**
nehmen
nach Vorschrift des Geheimrats Dr. Jung. — 10 Flaschen Mk. 5.— Nachnahme.
M. Knoll, Magdeburg 1, „Im Raben“.

**SANATORIEN**

bietet der Anzeigenanteil der
ZUKUNFT
Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.

Steuerberatung

In all ihren
Steuersachen vertreibt und berät
Sie fachmännisch
das Steuerkontor C. m. b. H.
Berlin SW. 11, Große-Berlinerstr. 96
Tel.: Amt Lützow 7365
Prospekt „D“ frei.

Bücher, Bibliotheken, Lexica

(Meyer und Brockhaus)

kauf

Goethe-Buchhandlung, Friedrichstr. 195

Dr. Möller's

Sanatorium

Dresden-Fischbach

Diätet. Kuren

nach Schroth

Amerikanische

Dirks, Heile

Chron. Krankh.

Prose u. Kritik

Reise u. Reisetipps

Reise u. Reisetipps

Reise u. Reisetipps

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl.,
Ungesiedelersatz,
Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Parus, Hamburg 362.



Sturm auf ein
franz. Gehöft

Denkt
an uns! Sendet

Galem Aleikum

(Goldmundstück)

Galem Gold

(Goldmundstück)

Zigaretten.

Willkommenste Liebesgabe!

Preis: N° 3 4 5 6 8 10
4 5 6 8 10 12 Pf. d. Stück
einschließlich Kriegsaufschlag

20 Stück, feldpostmäßig verpackt, portofrei!
50 Stück, feldpostmäßig verpackt, 10 Pf. Porto!

Orient. Tabak- u. Cigarettenfabr. Yenidze Dresden
Joh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M. Königs v. Sachsen

Trustfrei!

Gestaltungen
auf die

G in b a n d d e k t e

zum 95. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27-39, III. Quartal des XXIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfarz, mit vergoldeter Prägung je. zum
Preise von Mark 1.75 werden von jeder Buchhandlung ob. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 5a
entgegengenommen.

Sommerausstellung 1916

Bilder von Beckmann — Cézanne — Corinth — Habermann — Heckel — Hübner — Kandorff — Leistikow — Manet

Liebermann — Menzel

Maries — Monet — Pissarro — Purmann — Rayski
Renoir — Sisley — Slevogt — Thoma — Trübner — Walser.

Blidwerke von Barlach — Gaul — Kolbe — Lehmbrock
Tullaon. — Zeichnungen von Carl Spitzweg

Galerie Paul Cassirer

Berlin, Viktoriastr. 35. — Geöffnet 9—5 Uhr.

Alleinige Anzeigen-
Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Max Kirstein

Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines taglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

— 1915 — 9306 Badegäste und 1,800,738 Flaschenversand. —

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a.M. Halle a.S. Hamburg Hannover Leipzig Mainz Mannheim München Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

Galamander

Die deutsche Weltmarke



100
FDP



Einzig in feiner Art

Wagners

Saar-Riesling

Centralverkaufsstelle für Deutschland: Berlin W.30.

Für Güterrechte verantwortlich: Dr. Grajdp. Graf von Weiß & Grajdp. G. m. b. H. Berlin W.30.